

Kunstmachen ist wie Kochen

Der Schweizer Eat-Art-Künstler Daniel Spoerri wird 90 – eine Begegnung in seiner Wahlheimat Wien

SUSANNA KOEBERLE, WIEN

Ehregast hin oder her. Er hat keine Lust auf ein formelles Vernissagen-Diner. So ist Daniel Spoerri. Dem Eat-Art-Künstler, der Bankette zu Kunstwerken machte, kommen solche Events wie eine Maskerade der Kunstwelt vor. Mit ihm zusammen beobachten wir im Unteren Belvedere in Wien das Geschehen. Menschen kommen im Minutentakt zum Schweizer Künstler, um ihn zu grüssen und dann wieder ins Vernissagen-Getümmel zu stieben.

Man kennt Daniel Spoerri in Wien, schliesslich lebt er hier schon seit über zehn Jahren und hat auch einige unvergessliche Ausstellungen gegeben, darunter 2012 die wunderbare Schau «Daniel Spoerri im Naturhistorischen Museum – ein inkompetenter Dialog?». Währenddessen sitzt er seelenruhig auf seinem Stuhl, den man eigens für ihn organisiert hat, nippt an seinem Wein und schaut mit wachem und schelmischem Blick auf das Treiben.

Nach einer Weile hat er genug, wir brechen auf. Spoerri schlägt vor, beim Chinesen im gleichen Haus, in dem er wohnt, einzukommen, es gebe dort eine gute Wonton-Suppe. Kurz danach sitzen wir fast allein im winzigen Restaurant. Die Suppe ist ausgezeichnet, Spoerri mag einfache und schmackhafte Kost, keine «Chichi-Küche», wie er sagt. Es wird ein vergnüglicher Abend, und Spoerri erzählt.



Der Schweizer Fallenbild-Steller Daniel Spoerri am 2. Dezember 2019 in Wien.

HERBERT NEUBAUER / APA / KEYSTONE

Inspiration Flohmarkt

Vom Flohmarkt etwa unweit des Wiener Naschmarkts, wo er wohnt. Jeden Samstag findet vor seiner Haustür ein Flohmarkt statt, den der leidenschaftliche Sachensammler besucht. Wie damals in Paris, als er an vier Tagen pro Woche an Flohmärkten nach Gegenständen stöberte, die er dann an den restlichen drei Tagen zu Kunstwerken zusammenstellte. Als junger Tänzer war er bereits in den frühen fünfziger Jahren für ein Stipendium in die Seinstadt gekommen.

Später wurde er Erster Tänzer am Berner Stadtheater. «Das Auftreten hat mich nach einer Weile nicht mehr befriedigt. Meine Künstlerfreunde von damals, Jean Tinguely, Bernhard Luginbühl oder Eva Aeppli, fanden es auch lächerlich, dass ich in Operetten auf der Bühne he-

rumhüpfte», erinnert sich Spoerri. So sprang er als Autodidakt in die Kunst. Er kehrte 1959 nach Paris zurück, dort war die Geburtsstunde der «Tableaupiège», seiner berühmten «Fallenbilder». Spoerri gab zu dieser von ihm erfundenen Kunstgattung folgende Definition: «Gegenstände, die in zufälligen, ordentlichen oder unordentlichen Situationen gefunden werden, werden in genau der Situation, in der sie gefunden werden, auf ihrer zufälligen Unterlage (Tisch, Schachtel, Schublade usw.) befestigt. Indem das Resultat zum Bild erklärt wird, wird Horizontales vertikal. Beispiel: Die Reste einer Mahlzeit werden auf dem Tisch befestigt und mit dem Tisch an der Wand aufgehängt.»

Spoerri hinterfragt damit das Prinzip der Autorschaft und unterwandert das System von Urheber und Ori-

ginal. Schöpfung ist nicht statisch, Spoerri Kunst befindet sich in steter Transformation – er fungiert bloss als deren Choreograf. Der Künstler schafft den Rhythmus, die Materie ist dabei sekundär. Dass er den Zufall mitspielen lässt, ist allein schon ein subversiver Akt und eine Absage an das Künstler-Ego als absoluten Schöpfergeist.

Daniel Spoerri kam am 27. März 1930 als Daniel Feinstein in Rumänien zur Welt. Mit 12 Jahren floh er mit der Schweizer Mutter Lydia Spoerri in die Schweiz. Als ältestes von sechs Kindern habe er schon früh allein für sich sorgen müssen, erzählt er. Nach seiner Flucht aus Rumänien in die Schweiz wuchs er bei einem Onkel in Zürich auf. An diese Zeit erinnert er sich ungerne. Die Schweiz vermisse er nicht, sagt er heute mit einem Schmunzeln. Dafür erinnert

er sich gerne an ein Gericht aus seiner Kindheit, das Szegediner Gulasch, eine ungarische Spezialität, die man auch in Rumänien isst. Schichtweise müsse das Fleisch mit dem Sauerkraut – mehr Kraut als Fleisch –, den Kartoffeln und viel Zwiebeln schmoren.

Vielleicht ist Kochen von Kunstmachen gar nicht so verschieden. Es geht um die richtigen Zutaten, die richtige Assemblage, den richtigen Moment. Darin ist Daniel Spoerri ein Meister. Bei seinen Assemblagen stehen Teil (Objekt) und Ganzes (Kunstwerk) nicht in einem hierarchischen oder rationalen Verhältnis zueinander, sondern sind magisch miteinander verbunden. Kunst ist wie Essen ein transitorisches Phänomen, sie entsteht durch die Magie des Augenblicks. Dafür öffnet uns Daniel Spoerri immer wieder die Augen.

Spoerri erzählt mir die verrückte Geschichte seines «Déjeuner sous l'herbe». Das Bankett für 100 Personen organisierte er 1983 in der Nähe von Paris. Die Absicht war, das Thema «Fallenbilder» zu beerdigen. Die Idee zum Vergraben von Kunst entstand nach einer Konversation mit dem Künstler Konrad Klapheck, einem Freund von Spoerri.

Grablegung eines Banketts

«Lass uns je ein Werk von uns vergraben, wir werden sehen, was davon übrig bleibt», war Spoerri's Vorschlag. Die 40 Meter lange Tafel wurde mitten in der Mahlzeit im eigens zuvor gegrabenen Loch der Erde übergeben. An der Aktion beteiligten sich auch die Gäste. «Man sieht mehr, wenn man nichts sieht», ist Spoerri's lakonischer Kommentar dazu. Mit dem Verkauf des Grundstücks 2013 war für Spoerri der Anlass gegeben, einen Teil des begrabenen Ban-

Dass Spoerri den Zufall mitspielen lässt, ist eine Absage an das Künstler-Ego als absoluten Schöpfergeist.

ketts auszugraben. Das «Inrap» (Institut national de recherches archéologiques préventives) führte die professionelle Grabung durch. Wie bei einer «richtigen» archäologischen Ausgrabung, sagt Spoerri amüsiert über seinen Schelmenstreich. Letztes Jahr kam das Kunstwerk als Bronzeguss in Spoerri's «Giardino» in der Toskana, der 1997 eingeweiht wurde. Heute sind dort über 110 Installationen von über 50 Künstlern zu sehen.

Noch etwas zeigt sich seit den Anfängen dieser erstaunlichen Künstlerkarriere: Spoerri's Liebe zum geschriebenen Wort. Sein Buch «Topographie anecdotée du hasard» von 1962 beschreibt minutiös die Gegenstände, die am 17. Oktober 1961 um 15 Uhr 47 auf einem blauen Tisch in seinem Pariser Hotelzimmer lagen. So wurde das Buch zum literarischen Fallenbild.

Staatsversagen im Zeichen von Corona

Wo der Staat stark sein sollte, ist er schwach, und wo er schwach sein sollte, ist er stark. Wohin führt das? Von Rainer Zitelmann

«Wir befinden uns im Krieg», wiederholte der französische Staatspräsident Emmanuel Macron immer wieder in seiner Fernsehansprache an die Nation. Und was Macron offen ausspricht, denken viele insgeheim. Krieg bedeutet, dass Gesellschaft, Wirtschaft und Politik nur noch ein Ziel haben – nämlich den Feind zu vernichten, koste es, was es wolle.

Nachdem Politiker in fast allen Ländern die vom Coronavirus ausgehende Gefahr zunächst in erschreckendem Ausmass ignoriert und unterschätzt haben, wissen jetzt alle, dass sich früher oder später ein Grossteil der Menschen anstecken – und dass es weitere Tausende Tote geben wird. Eigenartigerweise gesteht jedoch kaum ein Politiker öffentlich ein, dass die Krise fast jeden Einzelnen auch wirtschaftlich massiv treffen und zu Einkommens- und Vermögensverlusten führen wird. Stattdessen suggerieren Regierungen, sie würden dafür sorgen, dass kein Arbeitnehmer arbeitslos werde und kein gesundes Unternehmen pleitegehen werde. Schön wär's.

Früher wussten die Menschen, dass sie für Krisen und Katastrophen vorsorgen mussten, frei nach Schillers Sentenz «Der kluge Mann baut vor». Berichte über Zeiten der Not, ausgelöst durch Missernten, Naturkatastrophen oder eben Kriege, wurden von einer Generation an die nächste weitergegeben. Ob-

wohl die Menschen viel weniger Geld hatten als heute, antizipierten sie in grosser Nüchternheit künftige Durststrecken. Sie verstanden den Lauf der Dinge eher als Idee eines Auf und Ab denn als Perpetuierung des Status quo. Die Idee eines Endes der Geschichte, in der die wesentlichen Kämpfe ausgefochten und die grössten Gefahren gebannt sind, war ihnen vollkommen fremd.

Dies war ein Realismus, der bis vor kurzem als Pessimismus galt. Ich erinnere mich noch an die achtziger Jahre, als meine damalige Frau und ich über meinen Schwiegervater schmunzelten, weil er im Keller grosse Vorräte an Konserven und Lebensmitteln für Zeiten der Not angelegt hatte. «Ihr habt keinen Krieg erlebt», entgegnete er uns.

Der Staat wird es schon richten

Der Wohlfahrtsstaat hat den Menschen die Illusion vermittelt, sie selbst seien nicht mehr verantwortlich, für Zeiten der Krise und der Not oder für das Alter Vorsorge zu treffen. Der Staat wird es schon richten, so lautet das Versprechen der Politik und die tiefe Überzeugung der meisten Menschen. Ob Arme, Reiche oder Angehörige der Mittelschicht: Alle erwarten, dass der Staat es in jeder Situation richten wird. Grosse Unternehmen gehen selbstverständlich davon aus, dass der Staat sie stützt, weil es sonst

viele Arbeitslose geben wird. Und kleine Selbständige rufen verständlicherweise: «Wo bleibe ich?»

Wenn jemand die Frage stellt, ob es nicht unverantwortlich sei, wenn ein Selbständiger in sonnigen Zeiten nicht einmal für zwei oder drei Monate Rücklagen gebildet habe, dann ist die Reaktion so ähnlich, als ob jemand auf einer Beerdigungsfeier laut einen Witz erzählt hätte. Es herrscht eisernes Schweigen.

Dabei geht es uns allen heute wesentlich besser als vor 50 oder gar 100 Jahren. Nur dass die Menschen damals noch eher ein Bewusstsein von Eigenverantwortung hatten: In schwierigen Zeiten rief man nicht zuerst nach dem Staat, sondern Familien halfen sich, und viele hatten etwas gespart. Sparen hat der Staat jedoch seit vielen Jahren schwermacht, da die Zinsen durch die Nullzinspolitik der Zentralbanken faktisch abgeschafft wurden. Vielen Menschen wird durch eine längst absurde Steuerlast so viel genommen, dass netto wenig vom Brutto übrig bleibt, und was dann noch erübrigt wird, wird nicht verzinst, wenn man es anlegt. So wurde die Abhängigkeit vom Staat immer grösser.

Wie ein Schlaglicht zeigt die Corona-Krise, was schiefläuft in unserer Gesellschaft: Der Staat ist dort schwach, wo er stark sein sollte. Zu diesen Kernaufgaben gehören die Gesundheitsvorsorge und funktionierende Krisenpro-

gramme – beispielsweise für den Fall einer Pandemie.

Dass es früher oder später zu einer Pandemie kommen würde, konnte jeder Politiker wissen, aber sie kümmerten sich lieber um andere Themen. In Deutschland beispielsweise wurde mit Inbrunst über das dritte Geschlecht, Political Correctness und ähnlich wichtige Fragen diskutiert, aber heute wundert sich jeder, warum nicht einmal ausreichend Atemschutzmasken vorhanden sind. Zugleich ist der Staat dort stark, wo er schwach sein sollte, also vor allem im Bereich der Wirtschaft, wo immer mehr reguliert und sozialisiert wurde. Und hier zeigt sich nun: Wo der Staat viel nimmt, muss er immer noch mehr geben (bis er nicht mehr kann).

Den bekennenden Etatisten kommt dies sehr gelegen. «Wir wissen», so erklärte jüngst die Sprecherin der grünen «Fridays for Future»-Bewegung in Deutschland, Luisa Neubauer, «dass politischer Wille, wenn er denn da ist, Berge versetzen kann. Das erfahren wir in der Corona-Krise gerade hautnah.» Und weiter – es lohnt sich, das Quote in extenso zu zitieren: «Was dieser Tage politisch abgeht, entblösst am Ende des Tages auch die Verweigerungshaltung der Bundesregierung, die Klimawissenschaft ernst zu nehmen und das Pariser Abkommen einzuhalten. Was im besten Fall passieren kann, ist, dass wir aus

der Krisenerfahrung eine Krisenbewältigungserfahrung machen.»

Selbst die massive Ausserkraftsetzung von Freiheitsrechten wird als Mustervorlage für die ökologische Umgestaltung der Gesellschaft gefeiert. Das Vollkasko-Versprechen des überschuldeten Wohlfahrtsstaates nährt vermessene Machbarkeitsillusionen, die schon bald von der Realität eingeholt werden.

Fokus auf die Kernaufgaben

Im besten Fall könnten die Menschen aus der Krise lernen, dass der Staat sich wieder auf seine Kernaufgaben konzentrieren und diese aber endlich richtig ausführen soll. Dazu gehört der Schutz vor Pandemien, denn diese wird nicht die letzte bleiben. Diese Kraft hat der Staat aber nur dann, wenn er aufhört, sich ganz und gar auf Umverteilung zu konzentrieren, sich in die Wirtschaft einzumischen und die Steuergelder vor allem für die Umsetzung ideologischer Programme zu verschwenden. Es ist wie bei einem Unternehmen: Wer sich auf vielerlei Nebenschauplätzen verzettelt und aufreißt, statt sich auf seine Kernaufgaben zu fokussieren, der scheitert am Ende.

Rainer Zitelmann ist promovierter Historiker und Soziologe. Zuletzt ist von ihm das Buch «Die Kunst des erfolgreichen Lebens» (Finanzbuch-Verlag, 2019) erschienen.